

Beim Töpfer

Autor(en): **Kronenberg, Ignaz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beim Töpfer.

Nachdruck verboten.

Plauderei von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

Er hieß seit undenklichen Zeiten der „alte Flügel“ und wohnte in der „Flügelhütte“. „Flügel“ kommt von fliegen. Der Mann hat wahrscheinlich vor hundert Jahren schon — so weit liegt seine Jugendzeit hinter uns — am Problem des Fliegens herumgeprübelt und dabei sich weiter nichts erobert als den etwas spöttisch klingenden Namen „Flügel“. Er hatte auch eine Tochter, die Anna. Sie wurde von uns ganz regelrecht nach ihrem Vater das „Flügel-Männli“ geheißt. Die Flügelhütte steht schon lange nicht mehr. Wäre sie nicht niedergefallen worden, so wäre sie in sich zusammengefallen wie ein Wotthausen. Sie rauchte meistens Tag und Nacht wie ein solcher. Der alte Flügel war nämlich ein Töpfer oder Hafner und brannte sein Geschirr selbst.

Wie oft bin ich doch als Bube beim alten Flügel an der Töpferscheibe gestanden und hab' ihm zugeseht, wie er mit bloßen Füßen geschickt sie zu drehen verstand, während seine kundigen Hände dem um den Mittelpunkt sich bewegenden weichen Ton die richtige Form gaben! Da hab' ich mich wohl auch à la Horaz gefragt:

Amphora coepit

Institui: currente
rota cur urceus
exit?

Warum wird jetzt ein gemeiner Krug oder Hafner daraus, da man doch aus dem nämlichen Teige eine herrliche Amphora hätte bilden können? Und höre auch, was Paulus im Römerbriefe sagt: „O Mensch, wer bist du, daß du mit Gott redest? Spricht denn das Gebilde zu seinem Bildner: Warum hast du mich so gemacht? Oder hat nicht der Töpfer Gewalt über den Ton, um aus derselben

Masse das eine Gefäß als Bier, ein anderes aber zur Unzier zu machen?“ Wird da wohl auch ein gut Teil Selbsttröstung sein in diesen Worten, war doch der gestrenge Paulus ein recht kleines Männchen — welcher Umstand ihm aber gewiß wohl zu Nutzen kam, als er einst auf der Flucht vor seinen Todfeinden sich in

einem Korbe an der Stadtmauer von Damaskus hinunterpendeln ließ...

Daß der Töpfer auch in den Schriften des alten Bundes ein oft zitterter Mann ist, hängt mit den Lebensgebräuchen im Orient zusammen, wo jetzt noch fast alle Gefäße zur Aufbewahrung von Speisen und Getränken aus der Hand dieses Künstlers hervorgehen, wie ja auch bei uns die in den Pfahlbauten und feltischen Gräbern gefundenen Ueberreste deutliche Zeugen sind für das hohe Alter dieses Gewerbes. An der Außenseite seiner Krüge und Töpfe hat der Mensch die ersten Spuren seines Kunstsinns der Nachwelt überliefert.

Das Bild des „alten Flügel“ erhebt vor mir in seiner ganzen plastischen Kraft, wenn ich im Buche Jesus des Sohnes Sirach lese: „So ist mit dem Töpfer, der bei seiner Arbeit sitzt und mit seinen Füßen die Scheibe umdreht. Er ist immer in Sorgen um seiner Arbeit willen, und seine Verrichtungen sind ihm zugezählt. Mit seinen Armen bildet er den Ton und bückt sich mühsam zu seinen Füßen. Er denkt darauf, die Glasur zu vollenden, und mit Sorgfalt feget er den Ofen“ (38, 32 ff.). Und wenn Paulus und mehrere andere Wortführer der hl. Schrift den Töpfer mit dem lieben Gott selbst vergleichen in seiner königlichen Freiheit, aus dem Lehm zu formen, was er will, so müssen wir uns nicht wundern, wenn der alte Flügel trotz seiner ruhigen elenden Flügelhütte keine geringe Meinung von sich selbst hatte.

Er war, wie die meisten Menschen von sitzender Lebensart, ein Spintistierer, ein Philosoph. Ich habe ihn nie lachen oder auch nur lächeln gesehen. Sein ganzes Wesen trug einen pathetischen Ernst zur Schau, sodaß ich nur mit heiliger Scheu zu dem langen hagern Manne emporschaute. Wir Kinder hatten indes nichts zu fürchten von ihm. Es nützte zwar auch nichts, ihn über etwas zu fragen; außer einem knurrenden Gebrumm brachte man nichts aus dem Sonderling heraus, und da ließen wir das Fragen schon lieber ganz bleiben. Nur hübsch artig mußte man sein um ihn herum, und wer sich herausnehmen wollte, des Hafners kaum geformte, noch weiche Ware auch nur mit einer Fingerspitze zu berühren, der kam vor die Tür, er wußte nicht wie. Und dennoch hatte er die Kinder gern und hatte selbst Freude daran, uns eine Freude zu machen. Und was das für eine Freude war, wenn wir von ihm ein aus Lehm geformtes und gebranntes Tier erhielten! Freilich erging es uns da manchmal wie dem braven Bürgermeister zu Hanerau, der in der systematischen Zoologie sich kaum die erste Note geholt hätte mit seiner Bestimmung des Frosches:

Und wenn es nicht ein Hirschbock ist,

Ist's eine Turteltaube!

Unsere kindliche Phantasie wußte immer das Richtige zu treffen, wenn auch die Unterschiede zwischen Frosch und Kage und Kuh, Pferd und Hirsch manchmal verzweifelt schwer zu finden waren.

Und noch etwas hat uns der gute Mann gemacht. Aber wenn ich das Wort nenne, dann weiß kaum einer von den verehrten Lesern und Leserinnen der „Schweiz“, was damit gemeint ist: die „Blankenmodel“ bezogen wir von ihm. Das will erklärt sein.

Im nördlichen Teil des Kantons Luzern hat sich eine wohl bald tausendjährige Stiftung der Grafen von Lenzburg erhalten, es ist das Chorherrnstift zu Münster. Etwa zwanzig ausgediente oder wegen Kränklichkeit für die Pastoration untauglich gewordene Geistliche mit einer entsprechenden Anzahl rüstiger Kaplanen und Professoren besorgen den Chordienst der dortigen Stiftskirche und leiten die Stiftsschule (Progymnasium). Entsprechend dem ehrwürdigen Alter dieser Stiftung haben sich daselbst noch manche der ältesten und schönsten liturgischen Gebräuche erhalten, trotzdem der Rivellierungsprozeß von Rom aus seit den Zeiten des tridentinischen Konzils mit gar



Hermann Baldin, Zürich. Rechtskandidat.
Bronzestatuetten.

vielen landesüblichen Zeremonien aufgeräumt hat. Viele davon sind heutzutage auch nicht mehr Bedürfnis. Die Verallgemeinerung und Verbesserung des Unterrichts läßt es überflüssig erscheinen, dem Volke in fast dramatischer Weise in der Kirche die wichtigsten Begebenheiten aus der Erlösungsgeschichte vor Augen zu führen. Einiges ist aber doch geblieben und übt auch heute noch eine mächtige Anziehung aus auf fromme Gemüter. So besonders die Darstellung, wie Jesus den Jüngern die Füße wusch. Bekanntlich wird diese Zeremonie in Rom vom Papste selbst an zwölf Priestern und in Wien vom Kaiser an zwölf Greisen vorgenommen. In Münster aber wird diese Feier so begangen, daß dreizehn Knaben die zwölf Apostel mit dem Judas vorstellen, denen dann der Probst des Stiftes, zur Erinnerung an die Liebestat des göttlichen Heilandes, die Füße wäscht. Diese Zeremonie gehört zur römischen Liturgie des hohen Donnerstags und ist für alle Kathedralekirchen (Bischöflich) obligatorisch. Nun das Nähere über die Feier in Münster.

Die Hauptperson war für uns Buben da immer der — Judas. Zum Unterschied von den weißgekleideten Aposteln trägt er ein blutrotes Gewand und in Uebereinstimmung mit dem wirklichen Judas einen lederen Beutel, der mit Sägepänen, einigen Kupfermünzen und mit Blanken gefüllt ist. Unter Blanken aber versteht man aus Blei gegossene kleine Räder mit vier oder sechs Speichen. Sobald nun die Fußwaschung vorbei ist und die Apostel mit dem Brot und der Silbermünze — dem Lohn für ihre Mitwirkung — zum Seitenportal der Kirche in den Kreuzgang herauskommen, der die „Frei“ (früher Freistätte für flüchtige Verbrecher) umgibt, so fängt der Judas an, handvollweise den Inhalt seines Beutels unter die schon längst in fieberhafter Spannung wartenden Jungen auszuwerfen. Sofort entsteht ein schreckliches Gedränge und ein Lärm, der nicht zur Würde des Ortes und der Zeit paßt. Alles jagt nach den Blanken und nach den Kupfermünzen. Die frechern unter den Buben versuchen, dem Judas den Beutel zu entreißen. Dieser teilt damit empfindliche Püffe aus. Nicht selten artet so die Vorstellung in eine allgemeine Keilerei unter den Buben aus, bis einige Erwachsene mit ein paar festen Griffen dem Treiben ein Ende machen.

So war es zu meiner Zeit . . .

Ich bin auch noch nach „Blanken“ gesprungen, habe selbst auch solche gegossen und bin auch Apostel gewesen. Zur Ehrenstelle des Judas hab' ich es freilich nie gebracht, und ich glaube, ich hätte schon damals keine besondere Freude gehabt daran.

Und jetzt ist alles vorbei.

Der Judas darf nicht mehr rumoren, die Buben sind um ihre Freude gekommen, der Hohe Donnerstag hinwieder zu seiner ersten Würde. Gewiß kein schlechter Tausch, wenn ich auch gestehen muß, daß die Erinnerung an die lebhaften Szenen mit dem Judas in meiner Seele mehr Freude als Neue weckt. Was soll aber mit dem Wort „Blanken“ werden? Nach zwanzig, dreißig Jahren weiß kein Mensch mehr, was es bedeuten soll . . .

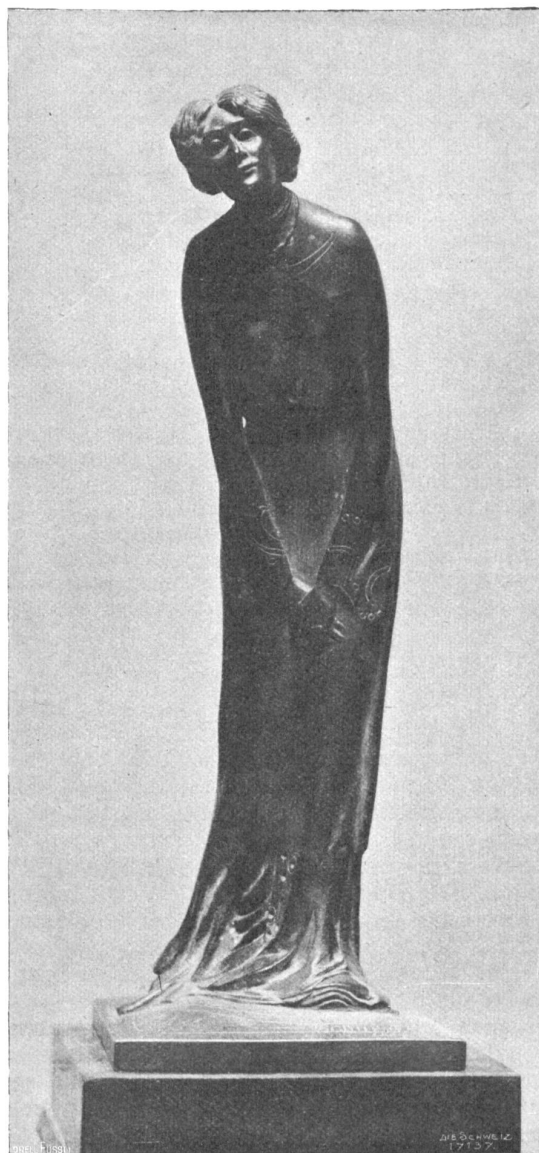
Die schönsten Blanken nun hatten immer jene, die das Modell zum Gießen vom „alten Flügel“ besaßen, und diese seine Fertigkeit und das Entgegenkommen, mit dem er sich zur Herstellung der Blankenmodelle herbeiließ, machten ihn beliebt bei uns Buben und schützten ihn vor manchem losen Streiche, der sonst ohne Zweifel an ihm und seiner gebrechlichen Ware ausgeübt worden wäre. Wir schauten mit Respekt zu ihm auf.

Auch seine Tochter, das „Flügel-Männli“, hatte einen heiligen Respekt vor dem Vater, und dieser Respekt dehnte sich sogar in übertriebener Weise auf das Geschirr aus, das aus des Vaters Hand hervorging. Man konnte dem Flügel-Männli keinen größern Verdruß bereiten, als wenn man an den Häfen und Töpfen, Tassen und Tellern des Vaters etwas auszusetzen hatte, aber auch keine größere Freude, als wenn man diese Herrlichkeiten recht rühmte. Diese schwache Seite des

Männli wurde von den Kindern viel mißbraucht: man rühmte, wenn man etwas aus Männli herauslocken wollte, man tadelte, wenn man boshaft sein, z. B. sich rächen wollte. Männli konnte für die Häfen des Vaters in eine wahre Begeisterung geraten — bis diese einmal in fast tragischer Weise abgekühlt wurde. Das ging so zu.

Ich war wieder einmal beim alten Flügel gewesen; seine Werkstatt verleidete mir nie. Da stand er auf von seiner Arbeit und übergab seiner Tochter einen neuen Hafen mit dem Auftrag, das Geschirr einem Kunden zu überbringen. So ungern ich mich von der Drehscheibe und all den schönen Sachen des alten Flügel trennte, so konnte ich meiner Jugendfreundin es nicht verlagen, als sie mich bat, sie zu begleiten.

Bald lag die Stätte, an der ein schöpferischer Genius waltete, hinter uns, und von was andern wollten wir nun miteinander reden, als eben von dem Hafen, den wir abwechselnd trugen? Ich meinte, so ein Hafen sei doch eigentlich nur ein schwaches Geschöpf, es habe jeder wohl auch eine schwächere Stelle (eine „pars minoris resistentiae“, würde der Doktor sagen), an der er zuerst einen Spalt bekomme. Der Henkel sei oft gefährdet, die „Glätti“ gehe da und dort ab — kurz,



Hermann Baldin, Zürich, „Schuggi“. Bronzestatue.

auch die „glanzvollen“ Tage eines Hafens seien bald vorbei, und es kämen jene Zeiten, von denen auch ein Hafen sagen müßte: „Sie gefallen mir nicht“, bis er endlich auf dem Scherbenhügel ein unrühmlich Grab gefunden habe.

Nänni mußte es fühlen, daß ich einen widerwilligen Gang mache.

Es ist klar, daß ich mit meinem Philosophieren bei Nänni wenig Ehre einlegte. Dem tiefen Sinn meiner Rede nachzuspüren, fiel ihr schon gar nicht ein, und sie war fest überzeugt, daß ich es nur darauf abgesehen habe, über die Häfen im allgemeinen und über diejenigen ihres Vaters im besondern zu spotten, und sagte: Das sei alles nichts, des Vaters Häfen machten da eine Ausnahme, die seien überaus dauerhaft, ja eigentlich unzerstörbar. Ich antwortete nichts darauf; aber das ungläubige Zucken um meine Mundwinkel brachte Nänni erst recht in Harnisch.

„Was, du glaubst es nicht? Gut, ich will es dir beweisen! Schau, jetzt nehme ich den Hafen und werfe ihn soweit weg, als ich kann! Was gilt's, er zerbricht nicht?“

„Nun, so wirf ihn meinetwegen! Aber ich will dann nicht schuld sein!“ entgegnete ich in voller Ueberzeugung, daß Nänni ihr Wort nicht wahr machen werde. Aber ich hatte mich verrechnet; ihr Fanatismus kannte keine Grenzen. Mit kräftigem Schwung flog der Hafen in weitem Bogen durch die Luft...

Noch einmal entfaltete er im Strahle der Abendsonne wie zum Abschied das stolze Funkeln und Glitzern einer nagelneuen „Glästi“; aber ich sah, daß nur ein Wunder ihn retten konnte, und das Wunder — geschah nicht. Klirrend flog er in hundert Stücke auseinander. Starr vor Schrecken stand Nänni da und fing dann an zu heulen, als ob ihr ein Messer im Halse stecke. Vor Nännis Geist tauchte wohl drohend der väterliche Haselstock auf. Zur Stoik des Schusterjungen: „Hin ist er (der Bierkrug); wenn ich jetzt nur die Hiebe schon hätt!“ vermochte sich das rückständige Ding noch nicht zu erheben. Sicher war immerhin das, daß kein „Beküßener“ (Geschirrflicker) je imstande gewesen wäre, Nännis Häfen wieder zur individuellen Einheit zusammenzufügen.

Ich hatte aber ein großes Erbarmen mit dem geängstigten Kind, und da ich mir sagte, ich sei doch nicht ganz ohne Schuld,



Hermann Baldin, Zürich.
Kobold.
Tonfigürchen mit Gemshorn.

so half ich ihr aus der Patsche so gut wie möglich. Nicht weit von der Stelle war eine Bleiche, wo beständig ein großer Hund Wache hielt über die ausgelegten Tücher. Nun sagte ich dem Nänni, wenn wir dem Vater sagen, der große Hund aus der Bleiche sei auf uns losgekommen und da haben wir in der Angst den Hafen nach ihm geworfen, so werde der Vater wohl nicht gar zu streng verfahren mit ihr. Das leuchtete dem Nänni ein, und am Tag drauf trug der gute alte Flügel selbst einen neuen Hafen zu der Kundtschaft, auf daß der böse Hund seinem Kind und seinem Hafen nichts zuleid tun könne...

Aus dem Flügel-Nänni ist dann noch eine rechtschaffene, brave Frau geworden, und der zerbrochene Topf wird ihr wohl eine gute Lehre gewesen sein fürs ganze Leben.

Ja, ja, die „Moral von der Geschichte“, die dürfen wir nicht vergessen, gibt es doch genug der Menschen, bei denen nichts anderes gilt als ihr eigener Topf und ihr eigener Kopf! Sie geben sich selbst eine möglichst glänzende Glasur, stellen sich überall voran, täuschen sich über ihre eigene Kraft und sehen es gerne, wenn andere sie in ihrer Selbstüberschätzung bestärken. Dann aber, wenn ihr Topf die Probe bestehen soll, dann zeigt es sich, daß eine schöne Glasur noch nicht viel heißt: der Topf zerbricht. Die einzelnen Scherben glänzen vielleicht noch. Aber was will man mit Scherben anfangen? Hast du einmal über dein Ziel hinausgeschossen, hast du einmal deine Kräfte überschätzt und bist im Anprall zuschanden geworden, dann fliegt gar leicht dein Lebensmut in tausend Scherben auseinander, und du mußt schon ein ganz guter Geschirrflicker sein, wenn du dich selber wieder finden willst, wenn du deine Kräfte wieder sammeln willst zu neuem Ringen... „Sions Söhne, die berühmten, mit dem feinsten Golde bekleidet, wie sind sie irdenen Gefäßen gleich geachtet, dem Werke von des Töpfers Hand!“ klagt schon Jeremias, und der alte Horaz — auch ein Prophet des Wahren in seiner *Ars poetica* —

mahnt darum eindringlich: *Versate diu, quid ferre recusent, quid valeant umeri* — zu deutsch etwa:

Wisse, wer du bist,
So weißt du, was du kannst!

Hermann Baldin.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbellenagen und fünfzehn Reproduktionen im Text.

Schon in ihrem ersten Jahrgang (1897/1898) brachte die „Schweiz“ eine Arbeit des Bildhauers Baldin, den charaktervollen Kopf eines alten Mannes. Damals war Hermann Baldin wenig über zwanzig Jahre alt. In Steckborn wurde er am 10. April 1877 geboren. In Zürich, in Trogen, dann in einer schwäbischen Herrnhutergemeinde verbrachte er seine Schuljahre; dann, im Winter 1893/1894 kam er an die Kunstgewerbeschule Zürich. Im Sommersemester 1894 modellierte und zeichnete er unter der Leitung von Professor Graf, der dem Jüngling den Rat gab, beim Modellieren zu bleiben. Von 1894 bis 1896 war Professor Regl an der Kunstgewerbeschule sein Lehrer. Im Sommer 1896 unternahm Baldin einen Flug nach Berlin, wo Professor Janensch sein Lehrer an der Akademie wurde. Das

Jahr 1897 führte den jungen Skulptor nach Florenz, wo er freien Studien oblag. Die nächsten Jahre brachten Baldin die Freuden und Leiden der Beteiligung an der Konkurrenz für die Rütli-Gruppe, die im Vestibül des mehr prunk- als geschmackvollen Bundeshausbaus Professor Auer's an entscheidender Stelle ihre Aufstellung finden sollte. Das originell und kraftvoll gefasste, freilich in Form und Ausdruck der Köpfe dem patriotischen männlichen Schönheits- und Intelligenzideal herzlich wenig entgegenkommende Werk fand seine Befürworter, aber auch seine heftigen Gegner. Und schließlich blieb die ganze Sache überhaupt liegen. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat Baldin Zürich zu seinem ständigen Aufenthaltsort gemacht, fleißig weiterlernend und arbeitsfreudig vorwärtstrebend.